



1. Februar 1897.

Heft 9, X. Jahrgang.

## Im Boudoir.

### Franz Schubert.

Zum 100. Geburtstage (31. Januar).

Wien ist die Stadt der Musiker, aber als sich Franz Schubert nach dem Tode seines vielgeliebten Beethoven mit dem Sterben so be-eilte, war sie ausgestorben, und die große Oede des Virtuosenenthums brach herein. Schubert stand schon mitten drin im tollen Treiben, er nahm auch vom Virtuosenenthum, wie er von den modern gewordenen Italienern genommen, immer aber blieb Beethoven sein Leitstern. Jener notwendige Prozeß, in welchen die Grenze der Leistungsfähigkeit des Spielers wie des Instrumentals sich festzustellen hatte, erzeugte auch Schaaren hirnloser Gesellen, deren Verstand in den fixen Fingern saß. Sie hätten nicht ohne Hände geboren werden dürfen.

Wenn Schubert's kurze, dicke Finger über die Tasten huschten, so waren es die Finger eines Künstlers. Er hätte sich ein Vermögen viel leichter erspielen, als erschröben können.

Immer war es der sicherste Weg, sich einem verehrlichen Publicum vorzustellen, wenn man seine Werke selbst vortrug. Nun war aber das Mittel zum Zweck geworden, und Publicus erstarb in Bewunderung der Geläufigkeit. Dem Lieddichter aber führte das Virtuosenenthum auf's Höchste ausgebildete Spieler und immer vollkommener Instrumente zu. So ist aus der scheinbar leeren Virtuosität die Vervollkommnung des Instrumentenbaues und die moderne orchestrale Technik hervorgegangen und es ist heute schwer, einfach zu schreiben, weil man auf einen großen Apparat freiwillig verzichten mußte.

Neben der professionellen Musikmacherei ging und geht noch der Dilettantismus, also die Pflege der Kunst aus reiner Liebe zu ihr. Die Kunst wurzelt in Beiden.

Die Schubertsche Instrumentalmusik erlitt nur das seltsame Mißgeschick, daß sie von den Virtuosen als zu leicht, von den Dilettanten als zu schwer vernachlässigt wurde. Mit der Entwicklung der Technik

hat sich das zum Besseren gewendet; im Konzertsaale hört man kaum je etwas von ihm, aber am häuslichen Klaviere erklingen seine holden Weisen, spielt sich der Einsame in das Wunderland seiner Fantasie. Seine Kraft liegt im Liebe: „Er hieß die Dichtkunst tönen — und reden die Musik.“ (Grillparzer.) Man könnte die Schubertlieder recht wohl als Kulturmesser für das Geistesleben der gebildeten Menschheit gebrauchen. Auf Schubertschen Tönen sind die poetischen Schöpfungen in Breiten gedrungen, wohin sie das bloße Wort nicht getragen hätte. Es ist eine natürlich-liebevolle Regung, den Mann kennen zu lernen, von dessen Nachlaß wir zehren; man will nicht nur den Künstler bewundern, wie er in seinen Werken lebt, sondern auch den Menschen lieben. —

Wie bald verblaßt das Bild eines Gewesenen! Es muß endlich aus zerstreuten Zügen zusammengesucht werden.

Wenn es diesen anspruchslosen Zeilen gelingt, das Bild seiner Persönlichkeit lebendiger vor das Auge zu bringen, so ist ihr Zweck erfüllt. Unsere Zeit hat sich auch von der alten Anschauung abgewendet, sie glaubt nicht mehr an die strenge Scheidung von Gut und Böse, sie weiß, daß der Mensch ein Zusammengefügtes ist. Wollen wir uns wundern, wenn Schubert einmal spricht



Franz Schubert. Holzschnitt von H. Paar nach einer Lithographie von Krechhuber.

und handelt, wie ich und Du? Nein, wir dürften uns nur wundern, wenn wir, ich und Du, einmal etwas Schubertsches hervorbrächten. — Die Schubert waren eine Lehrerfamilie und sind es heute noch.

Im Verlage der „Wiener Mode“ erschien: „Die Stegerin“, Roman von Clara Sudermann. Illustrirt. Preis fl. 1.20 = Mk. 2. Gebunden fl. 1.80 = Mk. 3. — „Die Nihilistin“, Roman von Conja Nowalewka. Preis 90 Kr. = Mk. 1.50. Gebunden fl. 1.20 = Mk. 2. — „Wiener Kinder“, Erzählungen von Wiener Autoren. Illustrirt. Preis fl. 1.80 = Mk. 3. Gebunden fl. 2.40 = Mk. 4. — „Ramenlos“, Gedichte von „“. Preis fl. 1.80 = Mk. 3. Gebunden fl. 2.50 = Mk. 4.25.

Damals rieselten in jedem Schul- und Lehrerhaus musikalische Quellen auf, der Schulmeister (daß das schöne Wort heute anstößig ist!) war der demüthig-feurige Missionär der Musik. Als Franz noch sehr jung war und durchaus etwas sein mußte, wurde er gleichfalls Schulgehilfe in der ABC-Schule — nicht zu seiner und der Kinder Freude. Drei Jahre hielt er aus, seitdem erfüllte er nur mehr ein Amt, die himmlischen Tongebilde, wie sie ihm durch die Seele zogen, eilig auf's Papier zu werfen. Arm und verlassen ist er gestorben. Lebenskünstler war er nicht. Er sah, daß man auf Erden etwas werden und haben müsse, verstand aber nicht, wie es zu machen ist, hielt es vielleicht nicht für der Mühe werth. Er meinte einmal scherzweise, daß ihn der Staat erhalten sollte, damit er frei und sorgenlos komponiren könne.

Aus seinem Aeußern durfte man nicht schließen, er war nichts weniger als anziehend.

Ein noch lebender Nefte äußert sich brieflich: „Ich war 9 Jahre alt, als Franz Schubert starb. Er war ein von Natur kleiner Mann, ziemlich corpulent, mit dunklem, man könnte sagen, bronzirtem Teint, kurzem Badenbart etwa vom Ohr bis zur halben Wange herab, dunklem Auge (bebrillt), schwarzem, lockigem Haar; meist lächelnd und heiter, trug sich dunkel. Dester mußte ich meinem Vater und ihm beim Vierhändigspiel umblättern, wobei ich oft Berweise erhielt, denn die Weiden rasten nach meiner Meinung, ich aber lernte Notenlesen. Oft war der Dofel auch beim Speisen bei uns, und da mußte ich ihnen kurze Thonpfeifen und sogenannten Sonn- und Mondtabak holen.

Als die Stimmung dann lustiger wurde, trieb Franz meine Schwester Theresie mit fortgesetzten Tabaksalben bis in eine Zimmerede. Dann war ich oft mit ihnen in Dornbach, wo man sich mit dem dortigen Schullehrer und andern Freunden zusammen fand, um ein Glas Bier zu trinken; manchmal wurde gleich ein Quartett komponirt und sofort auch executirt.

Zuletzt wohnte er in der Kettenbrückengasse auf der Wieden bei uns. Ich sah öfter sein sehr einfach eingerichtetes Zimmer, wo er, an das Bett gerückt, einen Tisch besaß, der mit Manuscripten bedeckt war. Oft saßen auch mein Vater und Franz stundenlang in Vororten Wiens in einem Garten schweigend einander gegenüber.“ Schön, im gangbaren Sinne, war das dicke Haar und dunkle, in Erregung leuchtende Augen mit einem ruhigen, durchdringenden Blicke. Die Brille war unzertrennlich von ihm, er schlief oft mit ihr und hob sie beim Lesen in die Stirn. Er hatte das kräftige Kinn bedeutender Männer und energisch gewölbte Lippen, dicke Brauen und volle Wangen, runde Schultern und fleischige Arme und Hände. Wie er unter den großen Tondichtern der einzige gebürtige Wiener ist, so spiegelt sich in seinem Wesen und seiner Musik idealisirt das alte Wienerthum. Wenn es eine Wienerische Musik gibt, so ist es die seine.

Sie strahlt in Frohsinn, Gemüthstiefe und Geistesgröße. Man sprach mitunter mit einer gewissen beleidigend wohlwollenden Nachsicht

von seiner „Bildung“. Der Mann, der eine Anzahl Gedichte mit allen ihren Gedanken und Stimmungen derart in seine „Muttersprache“ übersehte, daß ihr Sinn erst durch seine Musik sich anderen Dichtern erschloß (wie Mayrhofer bekannte,) mußte doch mehr besitzen, als den Verstand des Verständigen.

Freilich, mit Worten karg, mit der Feder ungeschickt, wenn sie nicht Noten schrieb, müssen wir seine Gedanken- und Gefühlswelt in seiner Musik auffuchen.

Seinem oft einzigen Freunde, dem Tagebuche, vertraut er oft merkwürdig geschickte Dinge an: „Nun weiß ich nichts mehr! Morgen weiß ich gewiß wieder etwas! Woher kommt das? Ist mein Geist heute stumpfer als morgen? Weil ich matt und schläfrig bin? Warum denkt mein Geist nicht, wenn der Körper schläft? Er geht gewiß spazieren. Schlafen kann er ja nicht.“ Naiver Tiefinn! Und in einem Briefe an den Vater: „Als wenn das Sterben das Schlimmste wäre, was uns Menschen begegnen könnte! Könnte er (Ferdinand) nur einmal diese göttlichen Berge und Seen schauen, deren Anblick uns zu erdrücken oder zu verschlingen droht, er würde das winzige Menschenleben nicht so sehr lieben, als daß er es nicht für ein großes Glück halten sollte, der unbegreiflichen Kraft der Erde zu einem neuen Leben wieder anvertraut zu werden.“

Hier zeigt sich jene Naturschwärmerei, die mit ein Kennzeichen des Wienerthums ist. Der Wiener muß Sonntags seine Landpartie haben. So unregelmäßig die Lebensweise Schubert's erscheint, eine gewisse lockere Ordnung wird festgehalten; der halbe Tag bis zur Essenszeit gehört dem Schreiben, und erlauben es Jahreszeit, Witterung und die Gasse, so macht sich Schubert täglich seinen halben Sonntag.

Die modernen Friedensfreunde werden sich freuen über Schubert's Auffassung des Krieges: „Du herrlicher Christus, zu wie viel Schandthaten mußt Du Dein Bild herleihen!“ ruft er empört beim Anblick des Denkreuzes an eine Mezelei. In zwei Gedichten kommt unbestimmt der Glaube an ein Höchstes zum Ausdruck: „Menschlich ist ihr Weltsystem, göttlich bin ich's mir bewußt.“

Seine Freunde wählte er bei den geselligen Zusammenkünften des Kreises, „Schubertiaden“ genannt, galt in unausgesprochener Ehrfurcht als der Mittelpunkt, und immer blieb ein respectvoller Zwischenraum zwischen ihm und den fahrigten Gesellen. Er liebte, suchte und fand bedeutende und interessante Menschen und beklagt das Eindringen der Unbedeutenden, siemachen die Gesellschaft nur gewöhnlicher, stattlicher.“ Und an Spaun: „Unsere Gesellschaft hat sich wegen Verstärkung des rohen Chores im Biertrinken und Würsteessen den Tod gegeben.“

Kein Brief veräuert es, der Freunde und Kameraden zu gedenken: „Uebrigens bitte ich Alles, was nur gräßlich ist, schönstens zu grüßen.“ — sogar Frau „von“ Sanssouci, die Hauswirthin.

Hätte Schubert das Weib gefunden, die frauliche Ergänzung seines Ich, sein Genius hätte in einem sorglich gepflegten, behaglich dauernden Dahem nicht auszudenkende Blüten getrieben. Schmerzliche Klage



Schubert's Geburtshaus, Währingerstraße.



Schubert's Monument von Karl Kundmann im Wiener Stadtpark.

klingt aus dem Tagebuche: „Glücklich, der einen wahren Freund findet; glücklicher, der in seinem Weibe eine wahre Freundin findet!“ und gleich dazu: „Ein schreckender Gedanke ist dem freien Manne in dieser Zeit die Ehe —.“ Der Vermittler Wer sich für seine Liebeschmerzen und Herzenskämpfe interessiert, möge ihre Geschichte in seinen Liedern nachlesen. Was ihm tief im Busen lebte, trat nicht über die Lippe; was wir erfahren, ist Getändel, und was er spricht, Scherz oder Spott. Mit Theresie Grob verkehrte er bis zu ihrer Verheiratung, ob allein wegen ihres schönen Soprans? Und auf die Frage seiner Schülerin, der Comtesse Caroline Esterhazy, warum er ihr noch nichts gewidmet, antwortet er: „Wozu denn, Ihnen ist ja ohnehin alles gewidmet.“

Er erzählt lustig von den „Pepi“, „Frigi“, schreibt der „Kathi“ mit komischem Ernst in's Stammbuch: „Genieße stets der Gegenwart mit Klugheit, so wird Dir die Vergangenheit eine schöne Erinnerung und die Zukunft kein Schreckbild sein.“ Eine Reminiscenz an die Schulmeistererei.

Eine schöne Grazerin dichtet ein Scherzspiel zur Erinnerung an einen heiteren Ausflug: „Der Fußfall im Hallerschloß“ oder „Zwischen's mi nit so.“ Ob der Fußfall auf Rechnung des im Personenverzeichnis als „Schwammerl“ figurirenden Schubert kommt, weiß die Weltgeschichte nicht.

Zartfühlend läßt er aus einem der Fr. Bachler gewidmeten Lieberhefte eine blutige Ballade als „zu düster“ weg. Aber gegenüber den „auf Mord und Brand verliebten Jungen“ legt er sich gar keinen Zwang auf: „Ei so hol' der Teufel alle Mädchen, wenn Du Dich gar so von ihnen besiegen läßt. Heirate in Gottes Namen, so hat die Geschichte ein Ende. Ich werde zuletzt auch nach Graz kommen und mit Dir rivalisiren.“ — Wie er selbst es hielt? „In dem Hause, wo ich wohne, befinden sich acht Mädchen, beinahe alle hübsch. Du siehst, daß man zu thun hat.“

Thut man es den verliebten Jungen gleich, ohne sich besiegen zu lassen?

Ein verheirateter Künstler ist verpflichtet, sowohl Kunst- als Naturstücke zu liefern, und wenn beide Arten gerathen, so ist er doppelt zu loben, denn das ist keine Kleinigkeit. Ich leiße Verzicht darauf.“

Solcher Proben Schubert'schen Humors finden sich manche, sie reichen manchmal in's Unzählbare. Auf Wunsch des Bruders stürzt er sich, trotz des Widerwillens gegen vieles Reden und Schreiben, in eine förmliche Reisebeschreibung. Des trockenen Tones bald satt, gefällt er sich in tollen Späßen: „Um also meine Reisebeschreibung (die mich schon reuet, weil sie mir zu lange dauert) fortzusetzen, folgt, wie folget Folgendes.“ Mit dem Stoßseufzer „Himmel, Teufel, ich kann nicht mehr!“ findet sie ein jähes Ende. Sie wurde angefangen, weil sich das leichter schreibt als erzählt, und abgebrochen, weil sich das leichter erzählt, als schreibt.

Schubert lebte nur für seine Kunst, er aber konnte von ihr nicht leben. Der Verleger mahnt, „als Anfänger genaueste Preise“ zu machen, das Es-dur Trio wird ihm um 30 fl. abgedruckt. Dabei gefällt den

Krämern der „mitunter etwas seltsame Gang seiner Geistesprodukte“ nicht, er solle doch „minder schwer und doch brillant schreiben, leichtfaßliche, gefällige Musik.“



Schubert's Grabdenkmal auf dem Wiener Centralfriedhofe.

So schlich er sachte von dieser Erde weg; in Eremitenkleidung, wie damals gebräuchlich, wurde er begraben. Wahrlich, ein Fremdling ist er geblieben in unserer Welt, ein Einsamer mitten im Volke. Seine Werke aber sind uns vertraut geworden, sie sind nach oben und unten in das Kunstleben des Volkes gedrungen, und wenn man von den reinsten und höchsten Ausstrahlungen des Menschengeistes spricht, so zählt man zu ihnen auch die Schubert-Lieder. Heinrich Geißler.

## Die Frau comme il faut.

Von Natalie Bruck-Auffenberg. 2. u. 3. Auflage.

Selten dürfte ein deutsches Buch einen so großen Erfolg gehabt haben wie dieses; die erste Auflage war in sechs Tagen vergriffen und die zweite dürfte es, nach der anhaltend stürmischen Nachfrage zu urtheilen, bei Erscheinen dieser Zeilen gleichfalls sein, sodaß innerhalb weniger Wochen die dritte Auflage ausgegeben werden wird. Aber nicht nur das Publicum, sondern auch die Presse interessiert sich lebhaft für das Buch; eine große Anzahl hervorragender Zeitungen des In- und Auslandes äußert sich darüber in höchst anerkennender Weise. So schreibt z. B. die „Neue freie Presse“:

„Was dieses wunderhübsch ausgestattete Buch bezweckt, sagt die Verfasserin mit folgenden Worten: „Es soll sich nicht auf die bloßen Aeußerlichkeiten beschränken, welche die Welt dame interessieren, sondern auch die zahllosen Fragen behandeln, in welchen das Herz und der Verstand der Gattin, der Mutter, kurz der Frau mitspielen. Denn so wenig eine Frau comme il faut genannt werden kann, wenn sie sich nicht als Dame in der Welt vollkommen sicher und tadellos bewegt, ebensowenig hat sie meines Erachtens Anspruch auf jenen Ehrentitel, wenn sie nicht zugleich ihre Stellung im Hause, in der Familie voll und ganz ausfüllt!“

„Ein vortreffliches Programm! Fragt sich nur, wie es in dem Buche durchgeführt ist. Denn ob sich dies Alles lehren läßt, ist mindestens zweifelhaft, und ein regelrechtes Lehrbuch ist doch nun einmal dieser sehr ausführliche Leitfaden für die Frauen, welche „comme il faut sein wollen. In der That gibt es kaum irgend eine Situation, irgend eine Pflicht gegen sich und die Anderen, worüber Frauen und Mädchen hier nicht Auskunft fänden, und die Auskunft erfolgt, wie es von der einer alten, wohlberufenen Wiener Schriftsteller-Familie angehörigen Verfasserin nicht anders zu erwarten ist, in der angemessensten und faßlichsten Form. Man sollte kaum glauben, was Alles erforderlich ist, um eine „Frau comme il faut zu sein! Und nicht etwa bloß in äußerlichen Dingen, denn hier wird, was man der Verfasserin hoch anrechnen muß, nirgends unterlassen, zu betonen, daß es ohne den Schatz „echter Weiblichkeit keine „vollkommene Frau“ gibt. In das Einzelne sich zu vertiefen, kann einem referirenden Manne wohl erlassen bleiben; es genügt zu sagen, daß da ein gutes, nützliches, ehrliches Buch vorliegt, und ein schmunztes Buch, das man gern zur Hand nimmt. Ein Ableger Knigge's ist es keinesfalls, denn es trägt allen modernen Anforderungen ohne prononcirte Emancipations-Blüthenrechnung — solide Frauenarbeit comme „il faut.“



Große Preisconcurrentz der „Wiener Mode“ mit Preisen im von 10.000 Kronen.  
(Siehe Anzeige in diesem Hefie.)

## Gedichte.

### Auf das Grab einer Freundin.

Ebles Herz voll Lieb' und Güte,  
Hast Du endlich ausgerungen?  
Daß auf diesem rauhen Boden  
Dich des Schicksals Fluch bezwungen!

Blind ist längst Dein Aug' geworden  
Von den Thränen, die's vergossen,  
Scharfe Distel, bitterer Wermuth  
Ist auf Deinem Pfad entsprossen.

Wenn sie jetzt in's Grab Dich legen,  
Wälzet d'rüber große Steine,  
Daß es roh und unbarmherzig  
Nicht zurückwirft die Gebeine.

Kauschen nicht der Engel Flügel,  
Hör' ich nicht schon ihre Klagen,  
Wenn sie Dich, wie einst Katharina,  
Im Gebirg' zur Ruhe tragen?

Aus der reinen Asche wird dann  
Alpenros' und Lilie dringen,  
Und von Deinem Leichensteine  
Sich ein Schwan zur Sonne schwingen.

G. Richter.

### Geheime Zwiesprache.

Was zieht Dich zum verschwiegenen See?  
Ist's Lust im Herzen, ist es Weh'?  
Mich dünkt, es könne kaum allein  
Das Eine noch das And're sein.

Was aber lockt Dir dann den Sinn  
Zur hauchbewegten Welle hin?  
Ein Sehnen war's, als ich noch jung,  
Und, da ich alt, Erinnerung. Martin Greif.



### Ein Weib ist diese Nacht verschieden . . .

Von Graf Richy Géza.  
Uebersetzung von Otto Hauser.

„Ein Weib ist diese Nacht verschieden,  
Die Leute sprechen so im Ort;  
„Ein gutes Weib,“ — so die Verwandten —  
„Doch einmal muß ein jeder fort!“

Der Priester sagt: „Die gläub'ge Seele!“  
Der Arzt: „Das war ein feltner Fall.“  
Der Gatte starrt auf ihren Sarg hin  
Und murmelt leise nur . . . „Mein All!“

## Deutsche Frauennamen.

Von G. Meyer. (Fortsetzung.)

(Siehe die Hefte 13—15, 17, 19—23, IX. Jahrg., Heft 2, X. Jahrg.)

### Dorothea. Dora. Doris.

Namenstag: kath. 6. Februar, prot. 6. Februar.

**D**as griechische Wort Dorothea bedeutet „Gottesgabe“. Nun versteht ja freilich unter einer „Gottesgabe“ jeder etwas anderes, z. B. der echte Berliner eine „jut jebratene Fanz“, oder ein Weinkenner einen guten Tropfen, aber, wenn eine Angehörige des weiblichen Geschlechts so heißt, so thut sie es doch deshalb, weil man ihre Vorzüge als ein besonderes Gnadengeschenk Gottes hinstellen will. Und welches sind diese? Wohl dieselben, die auch Goethe von der Dorothea in „Hermann und Dorothea“ rühmt:

„Ja wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar,  
Denn der rothe Laß erhebt den gewölbten Busen,  
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Nieder ihr knapp an;  
Saubere hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,  
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmuth;  
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Girund;  
Stark sind vielmal die Pöppe um silberne Nadeln gewidelt;  
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Laze der Rock an  
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.“

Ueberhaupt ist die Figur, die Goethe hier geschaffen hat, in ihrer festen klaren, etwas männlichen Art vorbildlich für viele der nachher zu nennenden Dorotheen.

So zunächst, soweit wir das beurtheilen können, für die Heiligen dieses Namens. Es gibt nämlich mehrere solche. Eine davon ist diejenige, die, aus Casarea stammend, unter Diocletian (284—305) mit Theophilus den Märtyrertod erlitten haben soll, und deren Gedächtnistag auf den 6. Februar fällt. Eine andere, wenn auch nicht canonisirte, ist die Schutzheilige Preußens. Sie war in Danzig verheiratet und ergab sich noch 1394, nachdem sie neun Kindern das Leben geschenkt hatte, einem streng asketischen Leben im Dom zu Marienwerder. —

Einen männlichen Zug hat auch die zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten von Brandenburg, Dorothea, die in erster Ehe mit Herzog Christian Ludwig von Lüneburg vermählt war und 1668 eben ihre zweite Ehe mit dem Kurfürsten einging. Sie lebte von 1636—1689. Nach ihr heißt die „Dorotheenstadt“ in Berlin.

Schwer läßt sich bei den anderen Fürstinnen dieses Namens es entscheiden, ob ihr Lebensbild dieselben Züge trägt. Fast entgegengelegter Art scheint Dorothee Sibylle, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg (geb. 1590, gest. 1625) gewesen zu sein, da sie unter dem Namen „das liebe Dorle“ bekannt war. Auch die anderen gefürsteten Dorotheen thaten sich mehr als Mütter und Gattinnen hervor. So Dorothea Marie, die Stammesmutter der vier regierenden Ernestinischen Fürstenthümer Sachsens (1574—1617). So auch die letzte Herzogin von Kurland, Dorothea Anna Charlotte, welche die Gemahlin Peter Birons wurde.

Dagegen zeigt wieder einen Stich in's Männliche Dorothea, Fürstin von Lieven, geb. von Benckendorff. Seit dem Tode ihres Gemahls lebte sie zu Paris, wo sie ihre Salons zum Sammelplatz der bedeutendsten Staatsmänner machte. Da sie so über drohende Wolken am politischen Horizont gut orientirt war und diese Kenntniss wohl auch dunkel andeutete, nannte man sie nicht mit Unrecht die „Diplomatische Sibylle Europas“ (geb. 1784, gest. 1857).

Als Mittelpunkt eines schöngestigen Kreises ist Dorothea Weit zu nennen, die Tochter des Philosophen Mendelssohn, die mit einem Banquieresohne Weit vermählt, in der Ehe mit diesem kein volles Genügen fand, sondern sich zuerst durch den geistreichen Gedankenaustausch mit den bedeutendsten Männern ihrer Zeit (zu Anfang unseres Jahrhunderts) schadlos hielt und später in der Liebe des Dichters Friedrich Schlegel einen Ersatz für ihre nüchternen Ehe fand. Sie war freilich nicht die bedeutendste in ihrer Art und wurde von den anderen bekannten Berlinern weit überragt.

Ihr Geschlecht verleugnete geradezu Dorothea Sawosch, gebürtig aus Ritterkutsch bei Gumbinnen, welche die Freiheitskriege von 1813—1815 beim ersten westpreussischen Landwehrcavallerie- und, nach einem unglücklichen Sturze mit dem Pferde, bei demselben Infanterieregiment mitgemacht hatte. Nach dem Kriege war sie noch fünf Jahre Pferdebesitzerin und zwei Jahre

Kellner gewesen, ohne ihr Geschlecht zu verrathen, bis sie dann noch heiratete und vier Kinder erhielt. Wahrhaftig, ein neuer Beweis für unsere Behauptung, daß die Dorotheen gewisse männliche Neigungen — oder soll ich sagen Neigungen für Männer? — verrathen!

Was aber von den Dorotheen gilt, besteht in gleicher Weise zu Recht auch für Dortchen, Doris, Dora und wie die Verkleinerungs- und Rosenamen von Dorothea lauten mögen. Eine davon, Doris, ist ja der literarisch interessirten Welt durch den

Namen der bekannten Novellen- und Romanschriftstellerin Doris Freiin von Spaettgen geläufig, vielleicht auch durch ein Gedicht auf Doris, in welchem Günther seine Neigung für eine solche enthielt. In Künstlerkreisen hat einen Namen die Kupferstecherin und Radirerin Doris Raab. Von Geburt Nürnbergerin, lernte sie unter Leitung ihres Vaters Zeichnen, Radiren und Stechen. Unter ihren Arbeiten sind neben anderen als ganz vorzüglich zu bezeichnen: „Maria Stuart“ und „Rubens' Frau und Kind“.

## Wiß Beß.

Novellette von Wilhelm Jensen.

(8. Fortsetzung.)

**E**ine genauere Vorstellung verknüpfte der Hörer mit dieser Summe offenbar nicht, aber ihm entfloß doch:

„Das würde ja wohl hingereicht haben, um Ihnen Ihren Wunsch möglich zu machen. — Warum?“

„Ich möchte ihn nicht“, wiederholte Wiß Beß, und dennoch fügte sie nochmals die sonderbare Bemerkung hinzu: „Sie waren beide Engländer“.

Damit aber brachte sie Laurentius Hollunder bis an die Grenze seiner Verständnissfähigkeit, so daß er nichts mehr von sich zu geben wußte, als: „Sie selbst sind doch auch eine Engländerin.“

„Yes,“ entgegnete sie, doch zugleich dabei mit dem Kopfe schüttelnd. „Meine Mutter war eine Engländerin, das ist sehr nützlich, und ich bin ihr dankbar dafür. Aber ich spreche lieber deutsch als englisch; das habe ich wohl von meinem Vater.“

In das letzte Wort polterte ein Klüpfelhieb des großen Baukenschlägers bei dem sonntägigen Familienconcert herunter, daß es zunächst Muthmaßungen der Art wachrief, die Peterskirche habe einen Rundtanz angestellt und sei dabei, alle Schornsteine in der Runde mit unreißend, etwas unsanft auf die Dächer, Firste und Giebel unter ihr zu Fall gerathen. Und es war sehr absonderlich, nach diesem Fortissimo die Stimme der Wiß Beß piano, in gleichmüthigster Ruhe weiterklingen zu hören:

„Ich wollte deshalb gerne einmal in das Land, wo alle Leute deutsch sprechen, und so brachte ich meinen Onkel darauf, eine Reise nach Deutschland zu machen. Manchmal, eigentlich meistens kann ich das, denn ich bin die Tochter seiner Schwester. Es kommt darauf an, das richtige Mittel anzuwenden. Darauf kommt es bei allem in der Welt an, und so bin ich hier.“

Das war Laurentius Hollunder allerdings schon seit einer erheblichen Reihe von Wochen genau bekannt, und er wiederholte, diese Thatsache bestätigend:

„Hier — ja, hier sind Sie. Aber warum — ich meine, weshalb sind Sie gerade nach München gekommen?“

„Das kam von der Botanik. Ich habe immer die Pflanzen gern gehabt, und mein Onkel hat um sein Landschloß einen großen Park, in dem es sehr angenehm zu gehen und zu sitzen ist. Besonders gern hatte ich einen elder-tree, der draußen am Rand steht, von wo man ganz weit über die Felder weg bis an's blaue Seewasser sieht, und da saß ich am liebsten, wenn die großen weißen Blüthen an ihm kamen, und die Sonne darauf schien und rundum die Luft von ihren Düften ganz voll und süß war. Auch Schmetterlinge und graue Käfer, Bienen und Hummeln kamen und summten und flogen mir über den Kopf und freuten sich alle ebenso wie ich an dem weißen elder-tree. Zuweilen sprach ich auch mit ihm, aber das ging nicht, denn er verstand kein Deutsch und konnte mir nicht antworten, und englisch mochte ich nicht mit ihm reden.“

Das klang etwas märchenhaft, oder eigentlich wie halb närrisch, erwies sich jedoch für den Zuhörer als durchaus nicht zum Lachen geeignet, vielmehr mit einem jähen Schreck befallend. Denn es war wieder einmal beinahe egyptisch finster in der Stube geworden, doch jetzt füllte diese sich einen Augenblick ganz wie mit Ultramarin und Berliner Blau übergossen an, und bei

der plötzlichen Beleuchtung saß und sprach vor dem jüngsten Historiker unverkennbar nicht mehr Wiß Beß, sondern Fräulein Elisabeth Steinsäß. Mit den schmalen Fingern lockerte sie dabei ein wenig den Umschlag des Leinenmittels, der sie am Hals zu fesseln schien, und fuhr fort:

„Da fand ich im letzten Winter in meines Vaters Hinterlassenschaft ein Schriftstück, das von einem elder-tree in Deutschland redete, und es machte mich wißbegierig, mir mit eigenen Augen einmal anzuschauen, wie ein deutscher elder-tree sei, mit dem man deutsch sprechen könne. So kam's von der Botanik, daß mein Onkel zu dem Verlangen kam, die neue Kunstrichtung in München kennen zu lernen.“

„Weil Sie einen elder-tree in Deutschland kennen lernen wollten?“ fragte der künftige Privatdocent in einem Ton höchlichster Verwunderung, und man hörte ihm an, daß er zwischen diesem Reisezweck der Sprecherin und ihrem zeitweiligen Aufenthalt in München keinen näheren Zusammenhang ausfindig zu machen wußte. Außerdem fügte er noch nach: „Hatten Sie denn gesehen, daß es hier einen Besonderen von der Pflanzenart geben sollte?“

„Ich dachte mir, es sei vielleicht möglich, daß er besonders wäre.“

„Und haben Sie ihn auch gefunden?“

„Ja.“

„Und ist er besonders?“

Darauf erwiderte, unverkennbar zur Abwechslung, zunächst mit einem Lachen einmal wieder Wiß Beß: „O yes, very particular.“ Doch dann fuhr Fräulein Elisabeth abermals fort: „Ja, sehr merkwürdig, wie es in England gar keinen gibt. Ich meinte zuerst, es wäre ein ganz unkluges Gewächs, so daß es sehr unsinnig gewesen, darum die lange Reise zu machen. Aber dann ging's mir auf, daß sie sich vielleicht doch verlohnen konnte, und ich gab mir Mühe, herauszubringen, ob sich's wirklich so verhalte.“

Laurentius Hollunder war's im Kopf danach, daß die Bezeichnung „ein unkluges Gewächs“ eigentlich ganz auf die vor ihm Dastehende passe, denn das Summen einer Fliege hätte ihm eine verständlichere Sprache geführt, als was sie sagte und von ihrem elder-tree erzählte. Nur wuchs dabei immer stärker das dumpfe Gefühl in ihm an, er müsse ungeheuer sorgfältig Acht geben, dies heute ihm noch viel gefährlicher als je vorkommende Wesen nicht zu reizen, sonst könne sich etwas unvorstellbar Schreckliches ereignen. So schien's ihm am gerathensten, zu thun, als verbinde er einen Sinn mit dem von ihr Gesagten, interessire sich dafür, und demgemäß antwortete er:

„Und verhielt sich's denn wirklich so?“

Die Befragte nickte: „Ja, es war nur ein für den ersten Anblick närrisch ausgewachsener Strauch, das rührte offenbar von dem wunderlichen Boden her, von dem er sich nährte. Aber als ich öfter kam, mich neben ihn hinsetzte und ihn genauer betrachtete, ward's mir allmählich klar, daß er doch so wäre, wie ich mir einen deutschen elder-tree vorgestellt hatte und in England keiner zu finden ist. Das Verlangen danach steckt auch wohl von meinem Vater her in mir, und nun bin ich sehr zufrieden, daß ich hierhergekommen und ihn so gefunden, wie ich ihn mir gewünscht

Große Preisconcurrentz der „Wiener Mode“ mit Preisen im von 10.000 Kronen.

(Siehe Anzeige in diesem Heft.)

habe. Meine Augen freuen sich jeden Tag mehr an ihm, denn ich bin überzeugt, wenn er gut gehalten wird und recht in warmen Sonnenschein kommt, da treibt er ganz herrliche Blüten, und ich kann deutsch mit ihm sprechen, daß es mir köstlich um's Herz wird.“

Dies letztere hätte entschieden niemals aus dem Munde der Nichte Sir Nathanael Colbrook's kommen können, sondern nur die Tochter des ehemaligen deutschen Architekten Robert Steinsaf konnte es gesprochen haben. Verständlicher ward es dadurch freilich dem Hörer nicht, aber augenscheinlich diente es dazu, das Bedauerliche seines Zustandes in noch stärkerem Grade zu steigern. Denn ein sichtbares Zittern überlief ihm die Glieder, und er brachte mit stotternder Zunge die Frage hervor:

„Wo—wo wächst denn dieser wunderbare Strauch?“

„Wunderbar meinen Sie, weil er mir in's Herz hineingewachsen ist? Damit haben Sie wohl recht, Vetter, aber er ist einmal drin, und ich bringe ihn nicht wieder heraus. Wie heißt doch der elder-tree auf deutsch?“

„Sambucus“, murmelte der junge Gelehrte — nein, das ist lateinisch. Auf deutsch? Hat er auch einen deutschen Namen? Ja, richtig, ich glaube Fliederbusch —.“

„Ich glaube, er hat noch einen anderen Namen.“

Auf den konnte jedoch der junge Verfasser der wissenschaftlichen Dissertation über die „Bedeutung des Niesens bei allen Völkern“ sich nicht besinnen, und seine angelsächsische Cousine mußte ihm mit der Frage behülfslich sein:

„Heißt er nicht auch Hollunder?“

„Ja — richtig — ich glaube — das thut er wohl — Hollunder —.“

Eine bestätigende botanische Feststellung war's, die der Sprecher damit vollzog, indes offenbar zugleich auf Kosten des ihm bis jetzt noch verbliebenen Restes seines intellectuellen Vermögens, denn danach legte der Blick seiner Augen Zeugnis einer hilflos-totalen Geistesabwesenheit hinter ihnen ab. So saß er, sah die gegenwärtige Rükmeisterin seines Leinentittels sich von ihrem Sitz aufheben, auf ihn zubewegen und hörte ihre Stimme sagen:

„Allerdings eine merkwürdige Hollunderblüthe.“

„Wo?“

„Da.“

Und eine der schrecklichen schmalfingerigen Hände streckte sich vor, weiter in die Höh' und glitt ihm einmal gegen den Strich über seine braune Scheitelhaarbürste. Das aber verursachte ihm ein Gefühl, welches ihn nicht nur wie mit elektrischer Kraft regungsfähig machte, sondern mit solchem Ausdruck des Entsetzens aufspringen und in eine Stubenecke wegstürzen ließ, daß die Eigenthümerin der plöblich in leerer Luft belassenen Hand sagte:

„Eigentlich bist Du ein unausstehlich einfältiger Mensch, Vetter, wie es in England gar keinen geben könnte. Aber ich habe mir einen deutschen Hollunder so vorgestellt, und er hat mir wohl gerade deshalb gefallen, weil er so ist. Gefalle ich Dir denn garnicht?“

Eine perfid-unnöthigere Frage war vielleicht auf Erden noch niemals — und das wollte einiges besagen — aus einem weiblichen Munde hervorgegangen, denn in den schlablauen Augenflecken der Fragenden hätte jeder andere, als gerade Laurentius Hollunder, deutlich zu lesen vermocht, daß sie über das, wonach sie sich erkundigte, auf's allergenaueste unterrichtet sei. Die Augentunde aber war ihm bis jetzt noch eine vollständig unbekannte Wissenschaft geblieben, und so stand er dieser neuesten Nachmittags-Entwicklung in seiner Manjarde nur lautlos und begriffslos mit schreckvoll aufgeweiteten Lidern gegenüber, sah Elisabeth Steinsaf wieder gegen seinen Zufluchtswinkel herankommen und hörte sie sagen:

„Mein Kleid ist noch nicht trocken genug, daß ich es schon wieder anziehen kann. Wenn ich Dir so mißfalle, und Du meine Gesellschaft gerne früher los werden willst, Vetter Lorenz, ist's daher wohl am besten, daß Du einen Spaziergang durch's Fenster auf Deine Dächer hinaus anstellst. Das Wetter ist ja auch gerade sehr einladend, um Stübungen zu machen, und vielleicht begegnet Dir dabei draußen ein „fremdes Märchengesicht“, das möglichst anders aussieht, als ich, und hält Dir die Hand hin und sagt: Ich bin das Glück.“

Das überbot nun zweifellos ihre vorherige unnöthige Frage noch an Perfidie und erhöhte diese obendrein zu ungeheuerlichem Maß dadurch, daß die Sprecherin ihre eigene Hand nach ihm vorstreckte, als ob sie ihm etwas damit entgegenhalte. Und das that sie mit großbritannischer Rücksichtslosigkeit, obwohl ihre guten Augen deutlich wahrnehmen mußten, daß ihm nicht nur die Sinne zitterten, sondern seinen ganzen Hollunderstamm mitsammt dem Wipfel ein Rütteln wie von einem losbrechenden Wetterwindstoß hin und her schlug. So starrte er auf die nunmehr dicht vor ihm flimmernden und schimmernden Stückchen Sonnengold und Himmelsblau und wiederholte stammelnd die beiden letztgesprochenen Worte: „Das Glück —?“

„Du wartetest ja darauf, daß es einmal käme — da über die Dächer her. Daß es angeht, weiß ich von meinen Füßen, denn ich bin auch einmal des Weg's gekommen.“

„Ja, Sie sind — Du bist — Sie sind auch — aber weshalb sind Sie denn — bist Du — hierher gekommen?“

Das war die Frage, die seit manchen Wochen Laurentius Hollunder bei Tag und Nacht so viel vergebliches Kopfschütteln verursacht hatte, und ganz ohne sein Wollen und Wissen gerieth sie ihm in diesem Augenblick über die Zunge. Die Befragte aber versetzte darauf:

„Ja, lieber Vetter, das mußt du mir doch eigentlich sagen?“

„Grab' wie die Geschichte von dem deutschen elder-tree klang diese Antwort wieder halb-mürrisch-unverständlich, und die hilflose Miene des Historikers brachte zum Ausdruck, daß er durchaus noch weiterer Beihülfe bedürfte, um zu einer Interpretation der räthselhaft dunklen Worte gelangen zu können. Und dies erkennend, fügte Fräulein Elisabeth unterstützungswillig hinzu:

„Du brauchst es ja nicht laut zu thun.“

„Nicht laut —?“ wiederholte er — „und doch — ja — aber — was — wie denn —?“ und es war zum Erbarmen, Augenzeuge seiner zungenstotternden Rathlosigkeit zu sein. Diesmal indes ward ihm kein weiterer Beistand zu theil, sondern die Erwiderung: „Darauf kann ich mich doch nicht verstehen, Vetter, denn ich habe mich noch nie in solcher Sprache ausgedrückt.“ Und es konnte höchstens daraus ein Angreifen nicht erloschener weiterer Hülfsbereitwilligkeit der Sprecherin abgenommen werden, daß sich ihr Gesicht dem seinigen noch um einen bis zwei Zoll näher bewegte. Das that er jedenfalls zu dem Zwecke, um sich in besser aufnahmefähigen Zustand für die eigenthümliche, „nicht laute“ Sprache zu versetzen, nur beging er dabei den Mißgriff, dem derartig unterstützten Munde nicht die gehörsinnbegabte Schläfenseite, sondern die Vorderseite des Kopfes weiter anzunähern. So geriethen statt des Ohres ihre Rippen in nächste Nachbarschaft mit den seinigen, und plöblich drückte Laurentius Hollunder beide Augen fest zu und stieß einmal mit seinen Lippen derartig gegen die ihrigen, als ob er damit das letzte übrig gebliebene Mittel anbiete, seine unbarmherzige Bedrängerin von sich wegzuschleudern. Aber der Erfolg stellte sich als ein völlig entgegengesetzter heraus, denn wie durch eine Reflexwirkung schlugen die beiden Hände des Fräulein Elisabeth Steinsaf sich im gleichen Moment am Nacken ihres Veters von Veterswegen zusammen und sie rief: „O Du deutscher Hollunder — spricht man so auf deutsch mit Dir — da will ich versuchen, ob ich die Sprache lernen kann!“ Und mit einer ungläubhaften oder wenigstens fast unbegreiflichen Geschwindigkeit geschah's, daß ihre linke Hand zwei Stühle dicht nebeneinander brachte, die rechte ihn auf einen davon herunterzog, während sie selbst den andern für sich zum Sitzen ausnutzte und zugleich den Vortheil daraus zog, ihren Scheitel so in die gleiche Höhe mit der unmittelbar an ihm befindlichen merkwürdigen Hollunderblüthe zu versetzen. Das sonntägige Wolfenfamilienconcert war noch nicht beendet, auch die elektrische Beleuchtung erhielt sich, ihrer Art gemäß, in anständigem Wechsel aufflammend und ausflackernd, fort, aber der Unterschied von Licht und Dunkel brachte keinen solchen in der neuen sprachlichen Beschäftigung, die auf beiden Stühlen geübt wurde, mit. Die Dachkammer hatte entschieden etwas von einer Schulstube angenommen, und Elisabeth Steinsaf erwies sich in gleichem Maße lernfähig und lerneifrig; doch auch Laurentius Hollunder gelangte überraschend schnell, offenbar vermittelt in ihm verborgen gewesener guter Anlage, über den Elementarunterricht hinaus, so daß sich eigentlich kaum mehr entscheiden ließ, wer als Lehrer und wer als Schüler aufzufassen sei. Dann

indes hüfte die Vertreterin des sogenannten schwächeren Geschlechtes in Folge ihres Eifers einmal den Athem ein, sah sich deshalb genöthigt, ihre Thätigkeit wenigstens für einige Augenblicke zu unterbrechen, und benutzte diese zu der Aeußerung:

„Mein Onkel hat ganz recht, München ist wirklich eine wundervoll interessante Stadt“. Und dieser Anerkennung der bayerischen Hauptstadt fügte sie nach: „Ich sah dem Himmel schon seit Langem an, daß das Gewitter kommen und daß es einschlagen mußte, nur ließ sich nicht vorhersehen, wann.“

Auf diese meteorologische Bemerkung erwiderte der junge Historiker, seinem Beruf gemäß, mit der Aufstellung einer Conjectur: „Mir kommt's beinahe vor, als ob du die Wettermacherin gewesen wärst. Und darum bist Du aus England nach München gereist?“

„Ja, darum,“ antwortete die Befragte, „denn ich fühlte, daß ich in England nie zu solcher deutschen Sprachstunde kommen würde, und die ist für ein deutsches Mädchen doch nothwendig.“

Das verband Uebermuth, Bescheidenheit, Tiefsinn und Narrheit zu einer nicht alltäglichen Mischung; was danach aber wieder und weiter geschah, wäre für einen unbetheiligten Zuschauer und Zuhörer gerade so langweilig gewesen, wie derartige Vorgänge es von jeher und überall als inhärente Eigenschaft an sich getragen, so daß die Nichtanwesenheit anderer Augen und Ohren zu keinem Bedauern Anlaß gab. Nur einmal noch fand kurz ein in gewisser Weise Interesse erweckender Wortaustausch statt, indem der zukünftige Privatdocent eine Aeußerung that, die unverkennbar Zeugnis von einem vorgegangenen Entwicklungsfortschritt ablegte:

„Aber wie können wir jemals heirathen, da ich gar nichts habe — und Du — Du sagtest auch —“

„Ja, ich habe gerade so viel, wie Du?“

„Und heirathen möchten wir doch“, versetzte er etwas zaghaft, mehr im Ton einer Frage, worauf Fräulein Elisabeth durchaus positiv bestätigend wiederholte: „Allerdings heirathen möchten wir bald“. Und dann fügte sie, doch ohne einen Ausdruck von

Beunruhigung, hinzu: „Also müssen wir suchen, etwas zu bekommen.“

Ein ungemein praktischer Klang, der seinen Ursprung von jenseits des Kanals zu erkennen gab, zeichnete die kurze Antwort aus, und die junge Sprecherin sah sich nicht veranlaßt, durch eine weitere Beschäftigung mit dieser Frage zum Verfümen ihr in der gegenwärtigen Stunde wichtiger erscheinender Obliegenheiten verleitet zu werden. Doch schließlich mußte die Stunde, wenn sie auch vom doppelten Umfang einer gewöhnlichen war, ein Ende nehmen, denn sogar die andere festliche Himmelsvergünstigung that's, blauäugig und sonnengoldblödig, „wie das Glück“ kam's über die braune Dächerlandschaft herangegangen, und Elisabeth Steinsah sagte einmal:

„Jetzt wird mein Kleid trocken sein —“

„O schon — glaubst Du — schon —?“

Dieser Ausruf entstammte offenbar keinem Bücherwurm, sondern einem Lebewesen, das in der kurzen Nachmittagszeit eine außerordentliche Metamorphose durchgemacht hatte, unter Beibehaltung des entomologischen Gleichnisses aus einer haarigen Raupe zu einem Schmetterling, und zwar einem um duftrreiche Blütenkelche taumelnden Schwärmer geworden war. Aber trotz jener in völlig anderer Art als früher schreckhaften Kundgabe, und obwohl sichtlich selbst einer starken Anstrengung dazu benöthigt, hob die intellectuelle Urheberin der vortheilhaften Metamorphose sich von ihrem Stuhle auf, und Laurentius Hollunder blieb nicht gut andres übrig, als das nämliche zu thun. So stand er ebenfalls auf, sagte in fliegender, etwas bedachtloser Hast:

„Ja, wenn Du schon fort mußt — ich will Dir helfen —“ und setzte seinen Fuß gegen die Nebenkammer vor.

Doch da begab sich die Merkwürdigkeit, daß urplötzlich Miß Beß, die seit Stunden spurlos verschwunden gewesen, wieder mit in der Stube gegenwärtig war, denn über den Linnenkittel herklang auf einmal ihre Stimme: „O, no — dazu brauche ich keine Hülfe.“ Und damit trat sie in das anstoßende kleine Ge- laß hinein und zog mit angelsächsischer Bestimmtheit die Thür hinter sich zu.

(Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz der „Wiener Mode“.

„Stephana“ u. A. N. Ch. Für die Arbeiten haben wir leider keine Verwendung.

Titania. Recht zierliche, in's Ohr gehende Verse, hinter denen aber leider kein origineller Gedanke steckt. Die Vereinigung Beider gibt aber erst ein Gedicht.

„Wiennensis.“ Sie sandten uns einen recommandirten Brief mit einem Gedicht, in welchem Sie in dreizehn sorgfältig gereimten Strophen mittheilen, daß „die Stadt Venezia“ von der Göttin Frau Venus aus einem Schleier geschaffen wurde, und zwar in Folge eines Streites mit Phöbus-Apollo. Berührt durch die große Mühe, die Sie sich gegeben haben, wollten wir Ihre poetische Darstellung schon dem Setzer übergeben, als es uns zum Glücke einfiel, vorher doch noch Quellenstudien zu treiben. Zum Glück! Denn wie die verläßlichsten Autoren mittheilen (vgl. Daru, Histoire de la république de Venise, 9 Bde. Archivio Veneto, 37 Bde., Romanini, Storia di Venezia, 10 Bde.) wurde Venedig nicht aus dem Schleier der Frau Venus, sondern von den während der Völkerwanderung vom Festlande nach den Laguneninseln geflüchteten Venetern gegründet. Wir bedauern deshalb, Ihr offenbar zur Irreführung des Publikums geeignetes Opus nicht veröffentlicht zu können. Sie selbst aber hätten sich die ganze Mühe des Dichtens erspart, wenn Sie die oben citirten Quellenwerke oder noch einfacher den 16. Band von Meyer's Conversationslexikon zu Rathe gezogen hätten.

Herr Ferd. M. in Briinn. Sie wollen Ihrer Gattin, die Ihnen als Inbegriff aller Vollkommenheit erscheint, das Buch „Die Frau comme il faut“ schenken, und wünschen dazu einen Vers als Widmung. Hier ist er; ein glücklicher Mitarbeiter widmet ihn Ihnen und den Vielen, die sich in gleich erfreulicher Lage befinden.

Der geliebten Gattin.

Mein Leben wäre nicht an Dein's gebunden,  
Hätt' ich in Dir geahnt nicht und gefunden  
Die Gattin comme il faut. . .  
Dir hat dies Buch kein Räthsel zu entsaen.  
Du darfst Dich selbstzufrieden d'rin bespiegeln:  
„So bin ich und beglückte so!“

Eine langjährige Abonnentin in N. Sie können „Die Kochkunst“ in 18 Lieferungen à 20 kr. beziehen, die alle 14 Tage gleichzeitig mit der „Wiener Mode“ zugestellt werden. Bestellungen übernimmt jede Buchhandlung.

Ant. von W. in Triest. Wir wissen nicht, ob Sie die Studien zu Ihrem Gedichte „Abendstrahlen“ in Muggla oder einem anderen Fischereiplage Ihrer schönen Heimatstadt gemacht haben; wenn dem so ist und Sie den Heiden Ihrer Dichtung naturgetreu geschildert haben, so werden alle Vorstellungen, die wir uns bisher von einem Triester Fischer bildeten, über den Haufen geworfen. Wir hielten ihn immer für einen lustigen Gesellen, den höchstens ein mißlungener Fischzug verstimmen könne; außerdem hätten wir auf seine Seetüchtigkeit geschworen. Sie aber behaupten, daß der Anblick eines so alltäglichen Ereignisses, wie die Abendröthe, ihn melancholisch stimmt, und daß er gar — doch das wollen wir mit Ihren eigenen Worten sagen:

Nicht erglänzt mehr auf der Welle,  
Auf der Dün' das Abendlicht,  
Und der Schiffer bricht in Thränen  
Und verberget sein Gesicht.

Wahrlich, für so schwächlich hätten wir den rauhen Viejeranten der delicaten Barbotti und Dorada nicht gehalten, daß er von ein bischen bewegter See schon seefrank wird! Man lernt doch immer Neues!

Aschenbrödel im Walde. Den in unserem Verlage erschienenen Costumebildern, deren Verzeichnis Sie in jedem Hefte finden, sind so klare Beschreibungen beigegeben, daß die Herstellung der Costüme unbedingt gelingen muß. Ueberdies sendet unsere Schnittmusterabtheilung auch Schnitte nach Maß. Wie Sie sehen, ist für Alles gesorgt; bilden Sie also getrost den kommenden Ereignissen entgegen und lassen Sie Ihre ohne Zweifel reizende Stirn nicht durch „dicke Sorgenfalten“ entstellen.

Berehrerin der „Wiener Mode.“ Die Dauer eines Jour-Besuches ist unbestimmt und hängt ganz vom persönlichen Belieben ab. Hut und Handschuhe werden nicht abgelegt. Sie sehen aus dieser Antwort, daß Ihr Tactgefühl Sie richtig geleitet hat. Wenn Sie sich in diesen und allen übrigen Fragen des gesellschaftlichen Verkehrs volle Gewißheit verschaffen wollen, so empfehlen wir Ihnen die beiden Bücher „Etiquettefragen“ und „Die Frau comme il faut“ (Verlag der „Wiener Mode“), in denen alles Wissenswerthe enthalten ist.

Goldi. Die beiden als Probe Ihres Talents eingesandten Gedichte sind an Werth so ungleich, daß wir fast zu der Vermuthung gedrängt werden, sie seien von zwei verschiedenen Verfassern, „Fromme Wünsche“ von dem ungleich begabteren.

Große Preisconcurrentz der „Wiener Mode“ mit Preisen im Gesamtwerthe von 10.000 Kronen.

(Siehe Anzeige in diesem Hefte.)

**E. v. S.** Die jetzt geltenden Regeln für die Sitzordnung bei Dinern sind in „Etiqnetfragen“ (7. Aufl., Verlag der „Wiener Mode“) ausführlich behandelt. Leider fehlt uns der Raum, das Ganze hier abzu- drucken; es heißt dort u. A.: Die Eintheilung wird so zu treffen sein, daß die Hausfrau den ersten (Mittel-) Platz einnimmt. — Kupfer- und Stahlstiche unterscheiden sich durch das Material der Druckplatte; dieser Unterschied ist wohl nur für Kenner wahrnehmbar. In der Regel ist der Kupferstich weicher, die Farbengebung eine tiefere und leuchtendere als bei dem spröderen Stahlstich.

**Georginchen.** 1. Mittel gegen rothe Hände sind in dem Buche „Die Kunst, schön zu bleiben“ von Hlona Patali angegeben. 2. Es ist durchaus nicht unpassend, der künftigen Schwägerin zuerst zu schreiben, sondern ein Beweis verwandtschaftlichen Interesses, der gewiß nicht übel genommen werden kann.

**Eine Menschenfreundin.** Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie eine Lanze für die Söhne des „Reichs der Mitte“ brechen. Leider müssen wir Ihnen aber sagen, daß der General Tschentzong, auf den Sie sich berufen, kein verlässlicher Gewährsmann ist; seine Bücher sind, nach dem Urtheile gründlicher Kenner Chinas und der Chinesen, tendenziöse Machwerke, was ja auch theilweise durch die Ereignisse der letzten Jahre bestätigt wurde. Wir haben deshalb, und weil die Quelle, aus der unsere Mittheilung stammt, eine sehr verlässliche ist, allen Grund, an unserer Auffassung über das Verhältnis zwischen Frau und Mann in China festzuhalten.

### Die große Preisconcurrrenz der „Wiener Mode“ betreffende Antworten.

(Anfragen, denen das Rückporto beiliegt, werden brieflich beantwortet.)

**Amalie B. in Freiburg im Breisgau.** Es ist selbstverständlich, daß sich die Kinder einer Abonnentin an den für junge Mädchen und Kinder ausgeschriebenen Concurrnzen betheiligen können. Dagegen müssen Erwachsene unbedingt selbst Abonnentinnen sein.

**Dichtende Abonnentin.** Wir bitten um ein wenig Geduld! Das Programm der Preisconcurrnzen ist so umfangreich, daß unmöglich Alles auf einmal publizirt werden kann. Für heute wollen wir Ihnen nur verrathen, daß Prosa und Poesie gleichmäßig Berücksichtigung finden werden.

**Frau Anna Br. in Berlin.** Ihre Anfrage, ob es den Schülerinnen der von Ihnen geleiteten Lehranstalt gestattet sei, sich an der Preisconcurrrenz zu betheiligen, müssen wir verneinen, da sich an den bisher ausgeschriebenen Concurrnzen nur Abonnentinnen und deren nächste Angehörige betheiligen können. Doch gab uns Ihre Anfrage willkommene Anregung zur Veranstaltung einer eigenen Preisconcurrrenz für Schülerinnen, deren Programm in einem der nächsten Hefte veröffentlicht werden wird. Für heute nur das Eine, daß die Betheiligung allen Schülerinnen einer auf die „Wiener Mode“ abonnierten Lehranstalt freistehen wird, und zwar einzeln oder corporativ.

**Mathilde F. in Aarau.** „Die Kunst der Goldstickerei“, sowie alle übrigen Bücher, die als Vorlage für Arbeiten zur Preisconcurrrenz dienen, können Sie durch jede bessere Buchhandlung beziehen.

### Ein Erlebnis des Briefkastenmannes.

Täglich bringt die Post kleine und große Manuscripte, zierliche Mädchenschriften und kräftige Blätter, den gereiften Charakter verrathend. Elegante Briefpapiere, der neuesten Mode entsprechend, zart gefärbt und süß duftend, begleiten die Kinder dieser modernen zehnten Muse — der Langenweile. Vergebens sucht der hartherzige Briefkastenmann in dem Wust von aneinandergereihten Worten und aufgeklauten Sentenzen nach Empfindungen, die dem wirklichen Leben entquellen, und kopfschüttelnd wirft er ein Blatt nach dem andern in den Rachen des vielgeschmähten Papierkorbes.

Heute aber wird ihm das so oft vergebens Gesuchte zu Theil, ein paar Blätter, auf denen sich in schlichten Worten ein Menschenherz ausdrückt, ein warmes, liebevolles und nach Liebe suchendes Menschenherz. Unbeholfen ist der Styl, schmucklos die Erzählung, aber dennoch (oder vielleicht eben deshalb) bis zu Thränen rührend. Ein Erlebnis.

Und Tags darauf sitzen zwei ernste Männer mit der Verfasserin zusammen und lassen sich ihr einfaches, alltägliches und unendlich ergreifendes Geschick erzählen, wie sie im Dienste geliebter Kinder grau geworden sei und dann habe scheiden müssen, weil ihr die Kinder ent-

wachsen seien und eine Lehrerin, keine Bonne brauchten, und wie sie nun keine Stelle finden könne, weil man sie für zu alt halte.

Und dabei ist sie gar nicht alt; aus den Augen glänzt Arbeitsfreudigkeit, die Bewegungen sind frisch, die Stirne klar und hell und Alles ist verklärt durch eine geradezu heilige Liebe zur Kinderwelt. Sollte so viel Liebe unverbraucht dahinwelken? Wir können es nicht glauben, ist sie doch ein gar seltener Schatz!

Und nun lassen wir die wenigen Zeilen folgen, die den Briefkastenmann veranlassen, zum ersten und — hiemit sei es auch feierlich verkündet — zum letztenmale seinen künftigen Abonnentinnen eine Wärterin verschaffen zu wollen. Das wäre ein litterarischer Erfolg, auf den er wahrhaft stolz sein würde.

### Die alte Bonne.

„Zu alt — ich nehme nur eine junge Kraft“ — wie oft hat man ihr das schon gesagt — wie zahllose Male — und jeden Morgen geht sie wieder auf's Neue ihren schweren Weg — um ein Heim — um Vertrauen bittend — von Straße zur Straße — von Haus zu Haus.

Zu alt — und doch, wie kurze Zeit ist erst seit ihrem Austritt aus ihrer letzten Stelle verlossen — aus jenem unvergeßlichen Hause, wo man sie mit Thränen in den Augen entlassen, und ihr kleiner Liebling, als sie ihn gefragt hatte, was denn die Schnüre und Stricke zu bedeuten hätten, die am letzten Morgen unter seinen Kissen lagen, zur Antwort gab: „Um Dich anzubinden — damit Du nicht fortgehen kannst.“

Zu alt — und doch nehmen vielleicht nur wenig junge Erzieherinnen ein ähnliches Erinnerungsbild, wie sie, mit sich hinweg, und wenigen nur sagt ein Kindermund beim Scheiden:

„D bleibe doch bei mir — ich kann ja ohne Dich nicht leben und wirst schon sehen — kein Mensch hat Dich mehr so lieb, wie ich.“

So lieb wie Du, mein kleiner Abgott — ja gewiß — so wird niemand mehr Dein goldenes, gutes, einziges Fräulein lieb haben — niemand auf der Welt — denn, die es vor Dir gethan — sie sind alle, alle schon hinüber gegangen in jenes Leben, wo es kein Alter und Vereinsamung, keine Sorgen und keine Noth mehr gibt.

„Du ganz allein bist immer bei mir“ — wie oft legtest Du mit diesen Worten Dein heißes Köpfchen, Deine in Fieberglut brennende Wange an die meine — wie viele, viele Nächte hast Du meine Hand nicht losgelassen und Deine Lippen, drückten sich darauf — o wie oft — in Dank und Liebe. — Zu alt.

Die Poesie der Kinderstube — seit einem Jahre bist du mein Glück nur in der Erinnerung.

Aber treu, wie sie ist, und uns hinwegtragend auch über die glanz- und freudenloseste Gegenwart — sehe ich das so sonnige, süße Gesichtchen meines Mädchens dennoch immer vor mir — höre es sprechen — am Morgen mich mit seinem so süßen „Dein Herz ist wieder da“ begrüßen und am Abend mir „Gute Nacht“ sagen — sehe es an mich geschmiegt, mit den großen, ernsten Augen, der Geschichte lauschen, die auch wieder Niemand als nur das Fräulein so schön zu erzählen wußte — spielen und toben — und dann wieder die runzligen, mageren Hände jener armen Frau streicheln, die so oft den ganzen Inhalt der kleinen Börse erhielt, weil sie gar so arm und schon gar so alt war — selbst älter noch als das Fräulein. — Sehe es die glücklichen Elternherzen und dann einem Engel gleich, betend in seinem Bettchen knien — sehe und höre den Liebling — immer und überall, und jeder einzelne dieser Gedanken wird dan zum Gebet — zum Segenswunsch auf das geliebte kleine Haupt und die — welche mir diese garte, duftige Menschenblume anvertraut — das ganze theuere, unvergeßliche Haus.

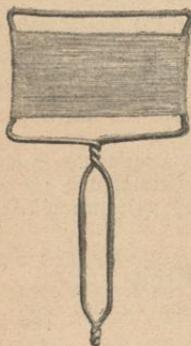
Einmal aber geschah es, daß mein so frommes Kind bei seiner Abendandacht — sein Fräulein küßte — mitten darin, die Aermchen um seinen Hals schlang und dann selbstredend nicht mehr weiter wußte. Das durfte nun aber nicht sein, das wußte mein kluges Mädchen schon von der Kirche her, wo auch schon manchmal Aehnliches sich ereignete.

Was aber nun thun — da es schon einmal geschehen war? Abbitten natürlich! und wirklich — die Händchen noch einmal faltend, flehte es erst leise vor Schluchzen, dann immer lauter: „Entschuldige, lieber Gott, daß ich mein Fräulein so lieb habe — entschuldige.“ — Wo Kinder sind — o da ist ewige Weihnacht. — Mir aber ist kein Feiertag mehr vergönnt. — Zu alt.

A. B.  
Name und Adresse der Verfasserin werden auf Wunsch von der Redaction bekanntgegeben.

### Die Räthsel befinden sich auf der letzten Seite dieses Heftes.

### Praktischer Rathgeber.



Einen praktischen Gabelputzer zeigt nebenstehende Abbildung. Er besteht aus didem Draht, welcher (siehe Abbildung) zu einem Rechteck oder auch in viereckige Form gebogen werden kann, und mit einem Griff versehen ist. Quer über das Drahtrechteck wird dünner Spagat gewickelt, und zwar in der Weise, daß eine Spagatreihe dicht neben der anderen ruht. Man spannt den Spagat recht stramm. Die Gabel wird geführt, indem man mit den Fingern zwischen die Spagatreihen hineinschiebt und die Gabel hin und her gleiten läßt. Dadurch werden alle etwa unten beim Ansatz der Finken zurückgebliebenen Speisereste entfernt.

Petroleumflecken aus Papier zu entfernen. Man befeuchte kohlen- saure Magnesia, die man vorher erhitzt hat, um sie von jeder Spur anhaftender Feuchtigkeit zu befreien (besser ist gebrannte und wieder erkaltete Magnesia), mit soviel reinem Benzol, daß die Magnesia davon benetzt ist. Diese Benzol-Magnesia, wie die Mischung der Kürze wegen genannt wird, erscheint als eine krümelige Masse und ist am besten in Glasflaschen aufzubewahren. Die Anwendung ist einfach und kunstlos. Man schüttet auf den Fleck eine ein oder zwei Linien hohe Schichte der Masse und verreibt diese mit dem Finger, klopft die zusammengeballten Magnesiaklumpchen von der Fläche ab, bringt nochmals etwas frische Masse darauf und läßt sie liegen, bis das Benzol verdunstet ist. Hierauf klopft man die Magnesiatheilchen ab oder entfernt sie mit einer Bürste. Auf diese Weise kann man aus Papier oder Pergament, auch aus Drucksachen, die Fettflecke total entfernen.

# Schweizer Seide

ist die Beste!

Verlangen Sie Proben unserer Neuheiten in schwarz weiss oder farbig von 35 kr. bis fl. 8.— per Meter.

Specialität: **Neueste Seidenstoffe** für **Braut- und Gesellschaftsroben.**

— **Directer Verkauf an Private.** —

**Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)**

Seidenstoff-Export.

**Porto- und steuerfreier Versand** von

**Seidenstoffen** nach **Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich, England, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Rumänien, Bulgarien, Türkei, Aegypten, Niederländisch, Britisch** und **Dänisch Indien.**

2728



## Ferd. Sickenberg's Söhne

Wien, Prag, Budapest.

**Färberei** für Damen- und Herren-Kleider jeder Art aus Wolle, Seide und Sammt, Möbelstoffe, Teppiche.  
**Chemische Wäscherei** f. Herren- u. Damenkleider im ganzen Zustande, Möbelstoffe, Gardinen etc.

**Druckerei** für zertrennte Woll- und Seidenkleider.  
Haupt-Niederlage: **Wien, I., Splegertgasse Nr. 15.**  
Fabrik: **Wien, XIX/2, Nussdorf.**

Filialen: in allen Wiener Bezirken und grösseren Provinzstädten.  
**Fleckwasser** (Carolineum) geruchlos, vollständig gefahrlos, nicht entzündlich. Per Flasche 60 kr.

Telephon Nr. 809, 810, 7818 und 8289.

2729

Bitte Firma und Adresse genau zu beachten wegen Missbrauches!

I. Wiener Mode-Ausstellung prämiirt mit der silbernen Medaille, in Brüssel mit der grossen gold. Medaille.

**Löwy & Herzl, Wien,**  
VI., Mariahilferstrasse 45 (Hirschenhaus).



2811 **Bauchmieder**

Grösstes u. elegantestes Wiener Mieder-Atelier.

Denkbar grösste Auswahl aller Sorten Mieder.  
**Bauchmieder.**

Das beste u. Vortheilhafteste für **stark-leibige** und **unterleibsleidende** Damen, sehr angenehmes und bequemes Tragen, verleiht d. Körper eine schlanke Figur, wird von Professoren u. Aerzten best. empfohlen. Preis in grau u. Crème fl. 12. bessere Ausführung von fl. 14—20.

Maass über's Kleid genommen:  
**A-B** Taille, **C-D** Umfang von Brust u. Rücken, **E-F** Hüftenweite, **G-H** Höhe unter dem Arme bis zum Schluss, **H-J** Planchettenlänge.

Bestellungen nach Maass binnen 24 Stunden.  
Versandt nur gegen Nachnahme.

Nicht convenirendes wird bereitwilligst umgetauscht.

2209

## Stickerei-Material.

Waschechte Baumwoll-, Seiden-, Leinen- u. Schafwoll-Garne in allen Stärken und in 500 Farben, sämtlich D.M.C.-Fabrikat. Ferner D.M.C.-Strickbaumwolle u. Leinenstrickzwirn. Grosses Lager v. Stickereistoffen. Angefangene Stickereien. Lehr- und Musterbücher für alle Arten weiblicher Handarbeiten. Preisocourant u. Muster auf Verlangen franco.

**Maison TH. de DILLMONT** (Comptoir alsacien de Broderie) & Co.  
WIEN, I. Stefansplatz 6 (Zwettlthof). 2635

## Parfumerie „Zeno“

Wien, I., Graben 7.

Grösstes Lager aller in- und ausländischer Parfumerie- und Toilette-Artikel.

**LANOLIN**  
Toilette-Cream  
**LANOLIN**

In den Apotheken und Drogerien.  
In Dosen à 10, 15 u. 45 kr., in Tuben à 25 u. 50 kr.

als Schönheitsmittel und zur Hautpflege.

**Unübertroffen**

Nur echt mit Marke Pfeilring.

Echt  
**Diamantschwarz**  
Strickgarn.  
**Adler-Märke.**

In den meisten Geschäften der Branche zu haben.

### Dr. F. Lengiel's Birken-Balsam.

Schon der vegetabilische Saft allein, welcher aus der Birke fließt, wenn man in den Stamm derselben hineinbohrt, ist seit Menschengedenken als das ausgezeichnete Schönheitsmittel bekannt; wird aber dieser Saft nach Vorschrift des Erfinders zu einem künstlichen Balsam umgewandelt, so gewinnt er erst eine wunderbare Wirkung.

Bestreicht man Abends das Gesicht oder andere Hautstellen damit, so lösen sich schon am folgenden Morgen fast unmerkbar Schuppen von der Haut, die dadurch blendend weiss und zart wird.

Dieser Balsam glättet die im Gesicht entstandenen Runzeln und Blatternarben und gibt ihm eine jugendliche Gesichtsfarbe; der Haut verleiht er Weiche, Bartheit und Frische, entfernt in kürzester Zeit Sommersprossen, Leberflecke, Muttermale, Hautentzündungen, Milcheiter und alle anderen Unreinheiten der Haut. — Preis eines Kruges sammt Gebrauchsanweisung fl. 1.50.

**Dr. Lengiel's Benzoe-Seife**  
mildeste und zuträglichste Seife für die Haut, eigens präparirt, per Stück 60 kr.  
Zu haben in allen grösseren Apothek. u. Parfumerien Wien's u. d. Provinz, darunter in Wien in der alten Feldapothek am Stefansplatz.  
In Berlin, Gust. Lohse. Hamburg, Gotth. Voss. München, C. Schlegel. 2711

**PÂTE DENTIFRICE**  
**GLYCÉRINE**  
Zahn Pasta, Schönheit der Zähne  
**GELLÉ FRÈRES**  
6, Avenue de l'Opéra, 6  
**PARIS**

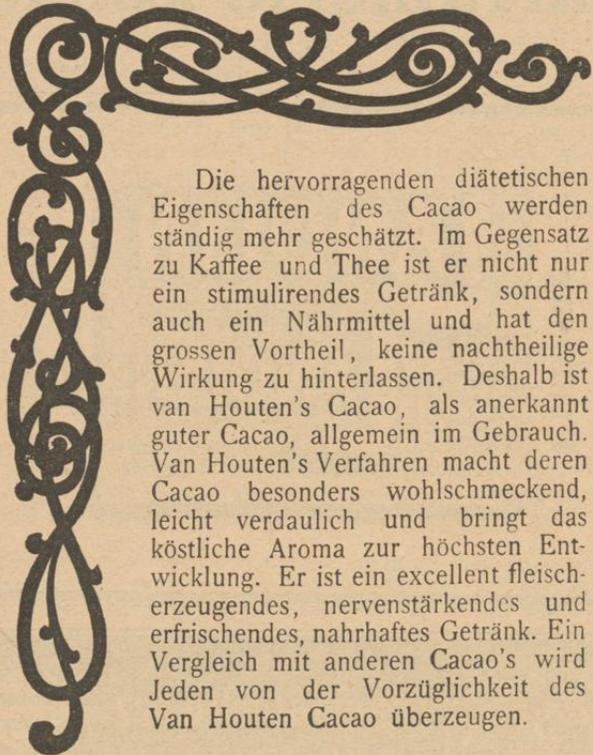
## Leichner's Fettpuder und Leichner's Hermelinpuder Leichner's Aspasiapuder.

Beste Gesichtspuder, festhaftend, machen die Haut schön, rosig, jugendfrisch, weich; man sieht nicht, dass man gepudert ist. Auf allen Ausstellungen mit der goldenen Medaille ausgezeichnet; im Gebrauch beim höchsten Adel, der ganzen Künstlerwelt. — Zu haben in allen Parfumerien. — Man verlange stets: Leichner's Fettpuder, L. Leichner, Lieferant der königlichen Theater, Berlin.

2625

# Thee: Messmer

BERÜHMTE MISCHUNGEN M. 2.80 & M. 3.50 pr. PFD. — PROBE-PACKETE 60 & 80 PF. — FRANKFURT A. M.



Die hervorragenden diätetischen Eigenschaften des Cacao werden ständig mehr geschätzt. Im Gegensatz zu Kaffee und Thee ist er nicht nur ein stimulirendes Getränk, sondern auch ein Nährmittel und hat den grossen Vortheil, keine nachtheilige Wirkung zu hinterlassen. Deshalb ist van Houten's Cacao, als anerkannt guter Cacao, allgemein im Gebrauch. Van Houten's Verfahren macht deren Cacao besonders wohlschmeckend, leicht verdaulich und bringt das köstliche Aroma zur höchsten Entwicklung. Er ist ein excellent fleischerzeugendes, nervenstärkendes und erfrischendes, nahrhaftes Getränk. Ein Vergleich mit anderen Cacao's wird Jeden von der Vorzüglichkeit des Van Houten Cacao überzeugen.

## Schönheit und Jugendfrische verleiht einzig und allein Madame Rosa Schaffer's Poudre ravissante

l. u. l. priv. und von berühmten Autoritäten zur Pflege der Haut bestens empfohlen. Wundererregend ist die Wirkung des Poudre ravissante, nach dessen Gebrauch alle Unreinigkeiten, ja selbst Blatternarben u. Muttermale unter einem herrlichen Email verschwinden. Das Poudre ravissante ist unschätzbar, da man sich nach dem Gebrauch desselben waschen kann, ohne daß die sensationelle Wirkung von der Haut verschwindet und dieselbe wie mit Milch übergossen erscheint. Cartons zu fl. 2.50. In den meisten Apoth. u. Parfümerien bei Rosa Schaffer, Wien, Graben 14.

**MÖBEL** für Heiratsausstattungen  
**ALOIS HERLINGER TISCHLER**  
u. TAPEZIERER  
MÖBEL-LAGER  
WIEN IV. MARGARETHENSTR. 22.  
PREIS COURANT GRATIS

### !! Handschuh-Fabrik !!

**Jacques Spitz, Wien**  
empfiehlt sein reichsortirtes Lager von Damen- und Herren-Handschuhen bester Qualität in den neuesten Mode-Anführungen zu billigsten Fabrikspreisen, ausschliesslich in seiner Fabrikniederlage: **I. Eoke d. Kohlmesserg. 10 vis-à-vis dem Hôtel „Metropole“.** Provinz-Anträge prompt gegen Nachnahme. 2855

**Ferdinand Fritsch's**  
Man achte genau auf die Schutzmarke.  
F.F.

## SONNENBLUMENOEL-SEIFE

Beste für jeden Teint, reinigt diesen von Sommersprossen, Flecken und allen derartigen Schönheitsfehlern; Trotz ihres Gehaltes an wirksamen Substanzen vollkommen unschädlich! Feinste Toiletteseife! Versandt per Nachnahme! — Preis per Stück 35 und 50 kr.  
**B. Winkler,**  
diplom. Apotheker u. Parfümer.  
Wien. I., Maximilianstrasse Nr. 3.

### Czerny's orientalische Rosenmilch

verleiht einen so zarten, blendend reinen

## jugendfrischen Teint,

wie er durch kein anderes Mittel erzielt werden kann; angezeichnet gegen Leberflecke, Sommersprossen, Mitesser, Wimmerln, unschöne Gesichtsröthe, Sonnenbrand und alle Unreinheiten der Haut; beseitigt jeden gelben oder braunen Teint und eignet sich gleich gut für alle Körpertheile, à Flacon 1 fl. — Balsaminenseife hierzu 30 kr.

Fabrik und Lager aller Parfümerien, Seifen, Poudres, Crèmes, Schminken, Glycerin-Präparate, Pomaden, Coniferensprit, Mundwässer, Zahnpulver, Goldblondwasser, Haarwuchs-Mittel, Haarfarbe-Mittel, Parfums etc.

### Anton J. Czerny, Wien.

Briefadresse: XVIII., Carl Ludwigstrasse 6 (im eigenen Hause), Niederlage: I., Wallfischgasse 5 (nächst der k. k. Hofoper). Zusendung auch per Nachnahme; Bestellungen von fl. 5.— an porto- und spesenfrei. — Prospekte auf Verlangen gratis und franco. Depots in Apotheken und Parfümerien; man verlange jedoch ausdrücklich Czerny's Präparate und weise andere entschieden zurück. 2537

### Federn zum Zeichnen.

**HEINTZE & BLANCKERTZ**



fein vergoldet.

Nr. 731.

Preis für eine Karte mit 12 Federn und einem Halter 1602 = 65—75 Pf.

# Luna

neue patentirte, von sammtlichen Wiener frauenärztlichen Professoren empfohlene Monatsbinde, unentbehrlich für Frauen und Mädchen.

Depot: IX., Porzellangasse 37.

Nur weibliche Bedienung.

Prospecte franco.



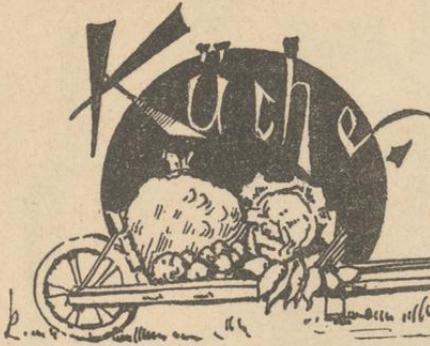
Ferratin regt den Appetit an und fördert die Verdauung; nach überstandener Krankheit bewirkt es bald ein besseres Aussehen und meist, zumal bei Kindern, aussergewöhnliche Gewichtszunahme.

Ferratin ist in allen Apotheken und Drogengeschäften zu haben.

# Für Küche und Haus.

Küchenzettel vom 1.—15. Februar.

Die in Klammern gedruckten Speisen können bei einfacheren Menüs weggelassen werden.



1. Montag: Einlaufsuppe (Faschsträpfechen), Lammsbraten mit Compote, kalter Kastanienpudding.

2. Dienstag: Eierconsommé (Hummermayonnaise), Rindfleisch m. Zwiebelsauce, gebratener Kapun mit französischem Salat, Crèmeschnitten.

3. Mittwoch: Leberpuréesuppe (Pafschchen à la reine), Schweinscarrée mit gedünstetem Kraut, gebackene Erdäpfelnudeln.

4. Donnerstag: Flederlsuppe, überdünstetes Rindfleisch mit Erdäpfelschmarrn und Pfeffergurken, (Kalbscotelettes mit Kohlräben), böhmische Dalken.

5. Freitag: Legirte Griesuppe mit Noderln, Seefisch mit Erdäpfel à la maître d'hôtel, (Apfelstrudel), Käse.

6. Samstag: Lungenstrubelsuppe, (Erdäpfelcroustaden), gepökelte Zunge mit Spinat, kalter Reis mit Rosenüberguß.\*

7. Sonntag: Kaiserschöbersuppe, (Gansleberchnitten mit Sauce Colbert), Spanferkel mit Krautsalat, Windtorte mit Himbeercrème.

8. Montag: Gerstelsuppe, Boeuf à la mode mit Erdäpfelnudeln, (Biscuit mit Orangenpalten), Käse.

9. Dienstag: Specknödelsuppe, (Stirn à la diable), gebratene Gansbrust mit wälschem Salat, Crèmebräpfel.

10. Mittwoch: Ganssuppe, Rindfleisch mit gelben Rüben und rheinischen Kartoffeln, (Wiener Lungenbraten mit Butterteig), Orangensoß.

11. Donnerstag: Mailänderreis, Rindfleisch mit Sardellen-sauce, (Beefsteak mit Hindernissen), Faschingskrapfen.

12. Freitag: Französische Fischsuppe, Paprikafisch mit Noderln, Apfel-Charlotte Bäckerei.

13. Samstag: Leberknödelsuppe, (Zellerfleisch mit Kren und Salzgurken), ungarischer Roßbraten mit Erdäpfelschmarrn, Vanillescheiben mit Compote.

14. Sonntag: Risotto, (gerollter Schinken mit Spinat), gebratener Rehriden mit Salat, gerührte Linzertorte.

15. Montag: Erbsenpuréesuppe (Knorr) (Caviarbröckchen) Gefüllte Kalbsbrust mit Magdalenenkrabben\*\*), Carriofalsalat.

\*) Kalter Reis mit Rosenüberguß. Man kocht 100 Gramm gut gereinigten Reis mit  $\frac{1}{2}$  Liter Milch, der etwas Vanille beigegeben wird, weich und mischt 100 Gramm Zucker und 8 Gramm in Milch aufgelöste Gelatine hinzu. Wenn der Reis erkaltet ist, mengt man  $\frac{1}{10}$  Liter geschlagenes Obers bei und gibt die Speise in eine Form. Gesulzt und gestürzt begießt man den Reis mit Rosensirup.

\*\*) Magdalenenkrabben. Man rührt 125 Gramm Zucker mit 3 Eitern saumig ab, gibt dann 125 Gramm Mehl und nach und nach 125 Gramm zerlassene Butter dazu und mischt zum Schlusse den festen Schnee der 3 Eiklar leicht darunter. Hierauf gibt man den Teig in kleine Tortelettenformen und bäckt ihn.

J. M. Heitz.

Erste von der Statthalterei concessionirte Privat-Bürger-Kochschule, Wien VI. Gumpendorferstraße 16.

M. G. in J... Orangen und Citronen aufzubewahren. Von den aus Italien kommenden Früchten suche man die schönsten, reifsten und unbeschädigten aus, wische sie mit einem reinen Tuche ab und wickle sie dann in weiches Papier behutsam ein. Nun binde man einige frische Besen an den Stielen zusammen, stelle sie so im Keller auf den Boden, daß das Meißig der Besen lang frisch erhalten bleibe. In diese ausgebreiteten Besenweige lege man nun die eingewickelten Früchte, wo sie sich sehr lange saftig erhalten.

(Aus der „Kochkunst“, Kochbuch der „Wiener Mode“.)

Von einer Abonnentin mitgetheilt. — Die Bereitung von Rindschmalz. Man gebe die rohe Butter in einen gut glasierten eisernen Topf, denselben so ziemlich bis an den Rand damit füllend. Bei schwachem, gelindem Feuer wird nun die Butter zerlassen — ja nicht heiß oder gar zum Sieden gebracht, und, wenn alles ganz zergangen, über Nacht in den kühlen Keller zum Stocken gestellt. Dieses, dem eigentlichen Auskochen vorhergehende Zerlassen und Stockenlassen der Butter vereinfacht und verkürzt den Proceß des Auskochens um ein Bedeutendes, da es das reine Butterfett, welches oben schwimmt und im kühlen Keller stockt, von der in jeder Naturbutter enthaltenen Buttermilch, die flüchtig am Boden zurückbleibt, trennt. Am anderen Tage sticht man mit dem Stiel eines Kochlöffels bis an den Grund des Topfes, erweitert die Vertiefungen entsprechend und gießt alles Flüssige in eine untergehaltene Schüssel. Man wird überrascht sein, wie viel abfließt. Das Zurückbleibende ist jetzt schon beinahe reines Rindschmalz. Man bringt nun den Topf abermals an's Feuer, läßt die Masse langsam in's Sieden kommen, wobei es nicht notwendig ist, den sich bildenden Schaum abzunehmen, da sich dieser immer mehr verflüchtigt. Nur rühre man immer fleißig, um ein Ueberkochen oder Anbrennen zu verhindern. Wenn die Masse bei mittlerer Hitze so lange gefocht hat, daß der jetzt nur noch in ganz geringer Menge vorhandene Schaum sich bräunlich färbt, nimmt man den Topf vom Feuer, entfernt den Schaum mit einem Löffel und läßt das Schmalz ruhig stehen. Wenn es klar und überkühlt geworden, gießt man es vorsichtig in irdene Töpfe, läßt es stocken und hebt es an einem kühlen und luftigen Orte auf. Man erhält durch dieses Verfahren stets ein schönes, helles Schmalz, das nie zu braun wird und doch viel haltbarer ist, da jede Buttermilch entfernt wurde. Hat die Butter, die man zum Auskochen verwendet, einen unreinen Beigeschmack, so läßt man ein Stückchen Brot rinde mitkochen.

## „DIE KOCHKUNST“

Kochbuch der „Wiener Mode“.

Vollständige Sammlung von Kochrecepten.

Lehrbuch des Kochens und Anrichtens, der Dunstobst- und Getränkebereitung nebst 365 Menüs für alle Tage des Jahres und einem Anhang:

Küche für Leidende.

In englisch Leinen gebunden (über 850 Seiten stark).

Preis fl. 3.60 = M. 6.—.

Auch in 18 Lieferungen zu 20 kr. = 35 Pf. erhältlich.

Die Kunst

Servietten zu falten.

Mit 39 Abbildungen und einer Anleitung

über das Tafeldecken und Serviren.

Preis 30 kr. = 50 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder vom Verlage der „Wiener Mode“.

## Mattoni's Giesshübler

MASSAGE-ANSTALT

Heilgymnastik, Orthopädie, Elektrische Luftdouche gegen Migräne.

VII. Mariahilferstrasse 62. Prospecte gratis.

**CACAO-VERO & CHOCOLADEN**  
entölt, leicht löslicher Cacao, feinste Marke. Anerkannt vorzügliche Qualitäten. Vielfach prämiirt.

**HARTWIG & VOGEL · BODENBACH A/E.**

Niederlage: Wien, I. Kohlmarkt 20.  
Zu haben in den meisten Conditoreien, Specereigeschäften etc.

**Ludwig Nowotny**

Handarbeits - Specialitäten - Geschäft  
Wien, I. Freisingergasse 6.

Alle Arten Stickereien, Häklereien, Montirungen, wie sämtliche dazu gehörende Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der „Wiener Mode“ erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Auswahlendungen auf Wunsch umgehend.



**Weldler & Budie**

k. r. Hoflieferanten. Erste k. u. k. Landesbefugte

Leinen- und Wäsche - Waaren - Fabrik

Carlsbad. Wien, I., Tuchlauben 13. Franzensbad.

Illustrierte Cataloge gratis und franco.

— Specialität: Complete Brautausstattungen von 250 fl. aufwärts. —

Zur Besorgung von

**Commissionen aller Art**

(Einkäufen, Bestellungen, Mustersendungen u. s. w.) wird

**Frau Emma Mayer, IV./I, Wienstrasse 19**

den P. T. Abonnentinnen der „Wiener Mode“ als vertrauenswürdig bestens empfohlen.

1731

# WIENER MODE



Diesem Hefte liegt die „Wiener Kinder-Mode“ Nr. 5 und ein Schnittmusterbogen gratis bei.